



Letzter Ausweg: Sanitäter der 82. Combat Aviation Brigade versorgen einen afghanischen Soldaten, verletzt im Gefecht mit Taliban, beim Flug ins Lazarett von Camp Shank



TOD UND ROUTINE

Ein Krieg, der nur noch Opfer kennt: Die Helikopter-Sanitäter der US-Armee sind das letzte Glied in der Kette der Gewalt in **AFGHANISTAN**. Zu Besuch am Ausgang eines Feldzugs ohne Lösung und Ziel - bei den Körpersammlern von Camp Shank

TEXT UND FOTOS CARSTEN STORMER

W

Das ist das für ein Warten auf den Tod, wenn es nicht der eigene ist? Darauf, dass ein Fahrzeug auf eine Sprengfalle fährt, dass ein Scharfschütze sich auf das Dach eines Gehöfts legt, die Luft anhält und abdrückt. Warten darauf, dass eine Rakete einschlägt, abgefeuert von einer behelfsmäßigen Abschuss-

rampe. Warten auf den Krieg.

Sekunden werden zu Minuten, Minuten zu Stunden – auch an diesem Abend gegen Ende des Jahres 2011. Ann Durhill, 21, und Ted Weyle, 23, (*Namen geändert, d. Red.*) sitzen in einem schmalen Raum mit Wänden aus Spanplatten und schauen „Dexter“, den Serienkiller aus Miami. Der Tod ist überall, auch im Fernseher. Es ist ein nebeliger, kalter Wintertag. An der Wand schlägt eine Uhr die Zeit in Splitter.

Ann Durhill und Ted Weyle sind Sanitäter der 82. Combat Aviation Brigade, Charlie Company; 29 Piloten und Sanitäter. Seit Anfang August sind sie in der Provinz Logar in Camp Shank stationiert, einer Festung aus Stacheldraht und Beton. Von hier fliegen sie die Verwundeten und Toten von der Front in die Feldlazarette. Rettungssanitäter in ständiger Bereitschaft. Körpersammler in einem Krieg, der längst von der Politik aufgegeben worden ist. Ohne Fortschritt, ohne Lösung. Nirgends sonst wird die Sinnlosigkeit greifbarer als hier: im letzten Glied des sich selbst fortsetzenden Kriegsgeschehens. Ein Perpetuum mobile, das täglich nichts als Opfer produziert und Verletzte ausspuckt. Für die Sanitäter der Charlie Company bedeutet das: warten, Opfer auflösen, Blut, Geschrei und wieder warten – absurdes Theater. Aber Realität. Sie zeichnet die jungen Sanitäter fürs Leben. Jeden Tag ein Stückchen mehr.

Der Sparringskampf mit dem Tod – Runde um Runde, ohne Ausgang und Ziel – hat in den vergangenen 15 Tagen 93 Patienten in die Bäuche von Durhills und Weyles Hubschrauber verschlagen. Es ist ein ruhiger Monat. Das liegt auch an Eid al-Adha, dem islamischen Opferfest. Der Krieg köchelt zurzeit auf Sparflamme. Seit drei Tagen kein einziger Einsatz – bis auf diesen einen Kerl, der sich aus Versehen seine Fingerkuppe abgeschnitten hat. Da been-

det ein Pfeifen die Waffenruhe, gefolgt von einer Explosion. Nah, ganz nah. „Incoming!“, schreit ein Soldat. Die Sanitäter laufen in den Bunker, pressen sich in wenige Quadratmeter Sicherheit, umgeben von Betonwänden und Sandsäcken. Hier spricht man den obszönen Slang der Armee. Jemand erzählt schmutzige Witze, ein anderer furzt, einer kichert überzogen. Dann schlägt eine weitere Rakete ein, gefolgt von Mörsern. Über Funk kommt die Nachricht, dass Bewaffnete das Lager angreifen. Minutenlanges Maschinengewehrfeuer. „Mmmh“, macht Ted Weyle und zieht an seiner Zigarette.

„Die ersten Monate hier waren die Hölle“, sagt Ted Weyle und zündet sich noch eine an. Er hat etwas Lausbubenhaftes, verspielt und zugänglich zugleich, dieser Junge, aber schwer muskelbepackt und mit kahl geschorenem Kopf. „Es gab einen Einsatz nach dem anderen. Tote, Verletzte, abgerissene Körperteile. Pausenlos. Aber jetzt war plötzlich gar nichts mehr los.“ Seit August ist seine Kompanie in der umkämpften Provinz Logar stationiert, zwei Autostunden südöstlich der Hauptstadt Kabul.

Ted hasst das Warten, auch jetzt. Und doch bedeutet die Unterbrechung oft das Ende eines Lebens. „Ich will ja nicht tatenlos rumsitzen. Aber ich will auch nicht, dass jemand verletzt oder getötet wird“, sagt er. Deshalb sei es ja eigentlich ganz gut so, wie es ist. Nur ziemlich öde eben.

Das afghanische Opferfest neigt sich dem Ende zu, der Nebel hat sich verzogen, und der Angriff auf das Lager ist seit ein paar Stunden vorüber, da kommt der Krieg mit plötzlicher Wucht zurück. Gerade als Ted Weyle in ein Sandwich beißt: „Medevac! Medevac! Medevac! Urgent“, schallt es aus seinem Funkgerät. Urgent bedeutet, dass der Hubschrauber in acht Minuten in der Luft sein muss, dass jemand schwer verletzt ist. Prioritätsstufe: nichts Lebensbedrohliches. Fleischwunden, Verbrennungen, harmlose Durchschüsse. Und Routine. Das sind die Aufträge, die keiner gern erledigt: Patienten mit Durchfall, Soldaten mit Blinddarmentzündungen, die trotzdem mit dem Hubschrauber ausgeflogen werden müssen. Aber wer weiß? In Afghanistan ist Urgent der Normalfall. Weyle, der Sanitäter, zwei Piloten und ein Crewchief, der für die Sicherheit an Bord verantwortlich ist, sprinten zum Hubschrauber.

Was ist geschehen? Keine Ahnung, Weyle zuckt mit den Schultern, während er über schroffe, kahle Berge fliegt, nichts, woran sich das Auge festhalten könnte. Ein braunes Meer aus Staub und Geröll. Gleichzeitig macht sich ein zweites Team bereit, falls der erste Hubschrauber abgeschossen oder ein Besatzungsmitglied verletzt oder getötet wird. Im September starb ein Sanitäter bei einem Nachteinsatz, als sein Kopf in die Rotorblätter seines Hubschraubers geriet. Im August kamen 38 US-Soldaten ums Leben, als eine Granate ihren Helikopter traf.

Nach zwölf Minuten Flug landet der Pilot in Camp Kharwar, einem winzigen Außenposten der US-Armee in einem Talkessel, und Soldaten tragen auf einer Trage den Patienten heran. Urgent ist heute ein afghanischer Soldat. Kugeln in Armen und Beinen, Kugeln im Kopf. Morphium gegen die Schmerzen. Seine Haut hat die Farbe von geschmolzenem Kerzenwachs. Weyle bettet seinen Kopf auf eine Decke, wischt Blut aus dem Gesicht, misst den Puls, die Herzfrequenz, prüft Verbände.

Frontnah: Das Camp Shank liegt in der Provinz Logar, die an Kabul grenzt



INFOGRAFIK: STEFAN MUELLER FÜR PLAYBOY





1 Bis zur Erschöpfung: Im Einsatz heißt es, Hirn ausschalten, handeln. Im Kampf ebenso wie hier, wo US-Soldaten verwundete afghanische Kollegen zum Helikopter tragen. **2 Danach:** Ein Pilot in Camp Shank schläft unter einem AT-4-Raketenwerfer

Gut und Böse, Helden und Schurken. Im Bauch dieses Hubschraubers spielen die Begriffe keine Rolle. Lösen sich auf unterm Wimmern der Rotorblätter. Wessen Leben durch Landminen, Autobomben, Mörser, Gewehrkugeln oder Granaten auch immer bedroht ist, bekommt die gleiche Behandlung, dieselbe Fürsorge, den verbissenen Willen, seine menschliche Hülle am Leben zu erhalten: amerikanische und afghanische Soldaten, verletzte Taliban oder Kinder mit Bombensplittern im Körper.

Es ist Weyles zweiter Kriegseinsatz hier. Beim ersten war er Infanterist und hat mehr geschossen als verbunden. Der Befehl kam an einem Mittwoch. Noch einmal nach Afghanistan würden sie ihn schicken. Es störte ihn nicht, er hatte damit gerechnet. Doch von Anfang an begleiteten ihn die Zweifel.

„Ich bin zwar Sanitäter“, habe er sich gefragt, sagt Ted Weyle. Aber bei der Infanterie. „Wie soll ich denn in einem engen Hubschrauber Verwundete retten? Dafür bin ich doch gar nicht trainiert.“ In einer Kaserne in Fort Bragg/North Carolina, taten sie so, als seien sie in Afghanistan, und lernten, wie man schnell und geschmeidig aus dem Bauch eines Black Hawk herauspringt. Sie ließen Dummys an Seilwinden hoch- und runterfahren, gewöhnten sich an die Enge, legten Infusionen, öffneten Brustkörbe aus Plastik, bohrten Löcher in falsche Gliedmaßen. Alles Weitere würde man schon noch lernen, sagten die Ausbilder. Krieg sei das beste Training. Und gaben ihm einen Klaps auf die Schulter.

Afghanistan also. Weyle hat sich gemeldet, weil die Army den Veteranen nach der Dienstzeit ein Studium finanziert. Vier Jahre Drill und Kampf sind ein annehmbarer Preis, dachte Weyle. Er hasst den Krieg und das, was er mit Menschen anrichtet.

Kurz nach acht Uhr abends fällt in Camp Chark ein afghanischer Soldat vom Wachturm. Zehn Minuten Flugzeit. Als die Piloten zur Landung am Außenposten ansetzen, greifen Bewaffnete das Lager mit Mörsern und Maschinengewehren an. Explosionen blitzen, Leuchtspurnmunition zieht rote Schlieren durch die Nacht. Der Pilot dreht ab, zirkelt 25 Minuten in der Luft, während Apache-Kampfhubschrauber unten im Tal den Weg freischießen, damit die Sanitäter landen können. Wieder dieses verdammte Warten, wieder hat man Zeit, darüber nachzudenken, was da unten eigentlich gerade geschieht. Die Ungewissheit schnürt die Kehle zu. Dann wird das Grübeln abgeschaltet. Handlungsmodus: Die Rettungsaktion darf nur wenige Sekunden dauern. Bloß nicht zu viel Zeit am Boden verlieren, kein Ziel abgeben. Hart setzt der Hubschrauber auf, der Patient wird hineingezogen, und der Black Hawk hebt sofort wieder ab und wird von der Nacht geschluckt. Zurück im sicheren Lager, huscht Erleichterung über Weyles Gesicht.

21.16 Uhr. Dritter Einsatz. In Weyles Hubschrauber liegt ein afghanischer Soldat, dem eine Sprengfalle beide Beine abgerissen hat. Teile seines Körpers liegen in einer Plastiktüte neben ihm. Weyle legt Aderpressen, spritzt Fentanyl gegen die Schmerzen. Tastet vorsichtig die Beine ab, eine Masse aus Blut, Fleisch und zersplitterten Knochen. Der Patient schreit auf, schlägt mit den Fäusten nach Weyle. Mechanische Bewegungsabläufe, hundertmal geübt in dieser Enge, in der Horror zur Routine wird. Weyles Hände zittern, als er aus dem Hubschrauber steigt und sich eine Zigarette anzündet.

Im Lauf der Nacht folgen noch ein amerikanischer Soldat mit Brechdurchfall, einer, der Sägemehl ins Auge bekommen hat, und zwei, die suizidgefährdet sind.

»Ich will ja nicht tatenlos rumsitzen. Aber ich will auch nicht, dass jemand getötet wird«

TED WEYLE, SANITÄTER



❶ **Abtransport:** Ein verwundeter US-Soldat wird aus dem Gefecht geholt ❷ **Notbehelf:** Operationsbesteck-Ablage im Lazarett von Camp Shank
❸ **Feind oder Freund:** Das spielt keine Rolle im US-Lazarett. Amerikanische Armeearzte versorgen einen afghanischen Zivilisten
❹ **Gedenken:** eine Wand voller Fotos von gefallenen amerikanischen Soldaten im Versorgungszelt des US-Camps



»Ich tue so, als würde ich an einem Dummy arbeiten, und blende aus, dass da ein echter Mensch blutet oder stirbt«

ANN DURHILL, SANITÄTERIN



Das Warten dazwischen: ein langer Gang ins Untergeschoss der Seele. Ein täglicher Kampf gegen die Versuchung, den eigenen ablenkenden Gedanken zum Trotz nicht abzustumpfen vor all dem Elend. Niemand redet gern über aufgeplatzte Köpfe und Gedärm, das aus Bauchwunden herausquillt. Über abgetrennte Beine, Schreie und den Geruch des Blutes oder über die Angst in den Gesichtern der Patienten. Oder wie das ist, wenn ein Verletzter in den fünf, sechs oder sieben Minuten, die sie in der Luft sind, verblutet. Die Erinnerungen bleiben dicht unter der Oberfläche. Das lässt sich nicht einfach abschütteln. Und bildet dennoch eine dünne Decke aus Alltäglichkeit und Normalität.

Die Erlebnisse werden im Kopf vergraben wie in einer Zeitkapsel. „Ich tue so, als würde ich an einem Dummy arbeiten, und blende aus, dass da ein echter Mensch blutet oder vielleicht stirbt“, sagt Ann Durhill. „Ich packe alles in eine Ecke meines Gehirns und denke nicht weiter drüber nach. Ich muss funktionieren, nur das zählt.“ Jeder hat seine eigene Art, das Spiel des Todes irgendwie zu meistern. Nur manchmal, wenn tatsächlich ein Patient auf dem Flug stirbt, kriechen Schuldgefühle hoch. „Dann frage ich mich, ob ich alles richtig gemacht habe und warum ich dieses Leben nicht retten konnte.“

Ann Durhill ging zur Armee, weil sie ein Leben wollte, das sie bis dahin nicht hatte. Nahm ihre 16 Piercings aus Ohren und Nase und zog in den Krieg. Vor zwei Jahren in den Irak, jetzt nach Afghanistan. „Nach allem, was man hier sieht und erlebt, muss man das Leben zu Hause erst wieder lernen“, sagt sie, während sie einen Brief ihrer Familie öffnet. Zwei Realitäten stehen sich gegenüber: diejenige, in der sie aufwuchs, und die des Krieges. Im Lauf eines Jahres entfernen sich diese beiden immer mehr voneinander. Die Erinnerung an das Normale franst aus, bis es sich nur noch anfühlt wie der Nachgeschmack eines Traums.

Zwischen den Einsätzen sitzen Durhill, Weyle und einige andere Sanitäter mit den Piloten auf der Veranda vor ihren Zelten und rauchen die Zeit weg, bereit, bei einem Notruf sofort zu den Hubschraubern zu rennen. Sie reißen Witze, nehmen sich gegenseitig auf den Arm, plaudern darüber, wie lange sie schon keinen Sex mehr hatten. Oder was sie in ihrem Fronturlaub tun möchten. Zwei Wochen lang können die Soldaten gehen, wohin sie wollen. Die Army bezahlt. Sie reden von Australien, Asien, Europa. Meistens drehen sich die Gespräche um Sex, Mädchen und Bier. Am Ende fahren sie doch alle zu ihren Familien.

Nach Hause. Heim. Ann Durhill ist diese Welt fremd geworden. Rasender Stillstand herrscht dort. Manchmal weiß die zierliche 21-Jährige mit dem blonden Pferdeschwanz gar nicht mehr, worüber sie sich mit ihren Freunden zu Hause unterhalten soll. „Ich bin erwachsen geworden. Ich habe mich verändert, sie nicht“, sagt sie. Das Leben zu Hause nimmt seinen Gang zwischen Walmart und Barbecue. Sie erzählen ihr dort, wer mit wem Schluss

gemacht hat, wer mit wem ausgeht, wer Kinder bekam, welche Drogen gerade angesagt sind. Meistens ist gar nichts passiert. Der ganz normale Wahnsinn, der sich für sie ausnimmt, als müsse sie nach einem Horrortrip in ein Poesiealbum schreiben.

Die Tage werden kürzer und kälter, Schnee hat sich auf die Gipfel des Hindukusch gelegt. Die Taliban, das Haqqani-Netzwerk, die Schergen des Kriegsfürsten Gulbuddin Hekmatyar und die restlichen in Afghanistan verbliebenen Zellen al-Qaidas gehen jetzt in die Schlussoffensive, bevor sich der Krieg in die Winterpause verabschiedet. Im Stundentakt heben die Hubschrauber jetzt ab. Das Surren von Rotorblättern liegt über dem Lager wie der Klangteppich eines Hornissenschwarms. Überall in der Provinz Logar kommt es zu Gefechten, Fahrzeuge fahren auf Sprengfallen, Scharfschützen töten aus unsichtbaren Verstecken.

Wieder ein Urgent. Der vierte an diesem Tag. Die Einsätze zerhacken das Warten in erträgliche Dosen. Rennen zu den Hubschraubern, trainierte Gleichgültigkeit in den Augen, in schussichere Westen zwingen, abheben. Während des Fluges lösen sich die Infrarot-Täuschkörper am Hubschrauber. Kurz darauf landet der Pilot in dem Örtchen Ibrahim Khel; eine Ansammlung aus Lehmgehöften und einem amerikanischen Außenposten.

Der Schwerverletzte wird an Bord getragen, er hat Kugeln in der Schulter, in Oberschenkel, Arm und Wade stecken. Beim Abflug wird der Hubschrauber mit Panzerfaustgranaten beschossen. Für einen kurzen Augenblick blitzt Sorge in den Gesichtern der Besatzung auf, die gleich darauf mit einem Lächeln weggewischt wird. Der Pilot dreht hart ab, beschleunigt aus der Schusslinie. Der zweite Hubschrauber wird ebenfalls beschossen, eine Kugel dringt durch das Cockpit und durchschlägt den Unterarm eines Piloten.

Ted Weyle und Ann Durhill haben an diesem Tag dienstfrei. Schlafen aus, nutzen die Zeit für eine Dusche, spielen Karten und schauen eine DVD an. Kein Warten, keine Verletzten. Nur dasitzen auf der Veranda vor ihren Zelten und die nackten Füße in die Wintersonne strecken, Dosenbirnen essen und die Zeit mit Gesprächen über die Einsätze der vergangenen Wochen füllen. Sie verpacken die Dramen in Witz und Sarkasmus.

„Krass. Das Bein war nur noch Hackfleisch. Voll Hollywood.“


„Meiner hatte die Hosen voll. Auch nicht besser. Der hat mir den Hubschrauber vollgeschissen.“

„Doppelte Amputation! Das haben wir auch nicht jeden Tag.“

„Ja, arme Sau. Der wird nicht mehr glücklich.“

„Aber er lebt.“

„Hmm, ja. Glück gehabt.“ Weyle wirft Durhill eine Dosenbirne an den Kopf und grinst breit.

Damit ist das Gespräch beendet. Was kann man davon halten und verstehen nach ein paar Tagen, die man hier verbracht hat? Sie sprechen über das Grauen und verbannen es zugleich. Was sollten sie sonst tun? Spätestens beim nächsten Einsatz wird es wieder da sein. Bis dahin: Kopf lüften. Hirn ausschalten. Kraft sammeln. Für eine neue Runde im Sparringskampf mit dem Tod. 

AFGHANISTAN

Der Krieg in Zahlen

Seit Kriegsbeginn 2001 sind in Afghanistan mehr als **2850** Soldaten gefallen, davon **53** deutsche. Haupttodesursache sind Verwundungen durch Sprengfallen und Schüsse. Mehr als **14.340** US-Soldaten und rund **200** deutsche wurden verwundet. Die gefallenen Zivilisten werden erst seit 2008 gezählt. Mehr als **10.000** sind es seither. Allein in den letzten zwei Monaten 2011 flog die 82nd Combat Aviation Brigade **1095** Verletzte aus. Die gesamte Intervention am Hindukusch gilt heute, zwei Jahre vor dem Abzug der Alliierten, als gescheitert.